

# Von dem Orte des falschen Lebens aus : Der Papalagi

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino**

Band (Jahr): **20 (1978)**

Heft 103

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-867580>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# VON DEM ORTE DES FALSCHEN LEBENS

(aus: DER PAPALAGI)

Papalagi (sprich: Pagalangi) heisst der Weisse, der Fremde.

DIE REDEN DES SUEDESEHAEUPTLINGS TUIAVII AUS TIAVEA, die der Häuptling eigentlich nur für seine Landsleute geschrieben hat, sind auch für uns Europäer recht interessant und wohl auch lehrreich, weil sie uns und unsere Zivilisation aus einer ganz anderen Sicht zeigen. Mit den Augen eines noch eng mit der Natur verbundenen Menschen, der all unsere Errungenschaften, auch kultureller Art, zerstörend und irr empfindet. Er trägt dies vor mit einer kindlichen Offenheit und Respektlosigkeit, die die Lektüre unterhaltsam und den Leser zugleich nachdenklich macht.

In dem Teil, den wir hier im FILMBULLETIN abdrucken, spricht Tuiavii - wie könnte es anders sein - vom Kino, zur Zeit der Stummfilme.

Herzlich danken möchten wir Robert Tanner, Adliswil ZH, für die Erlaubnis, diesen Text abzurucken.

(Erschienen ist das Büchlein DER PAPALAGI im Verlag Robert Tanner, und ist für Fr. 9.80 in jeder Buchhandlung erhältlich.)

KFZ

Es ist nicht leicht, euch diesen Ort, den der Weisse Kino nennt, zu schildern, so, dass ihr ihn mit euren Augen klar erkennet. In jeder Dorfschaft überall in Europa gibt es diesen geheimnisvollen Ort, den die Menschen lieben, mehr wie ein Missionshaus. Von dem schon die Kinder träumen und mit dem ihre Gedanken sich liebend gerne beschäftigen.

Das Kino ist eine Hütte, grösser wie die grösste Häuptlingshütte von Upolu, ja viel grösser noch. Sie ist dunkel auch am hellsten Tag, so dunkel, dass niemand den anderen erkennen kann. Dass man geblendet ist, wenn man hineinkommt, noch geblendeter, wenn man wieder herausgeht. Hier schleichen die Menschen hinein, tasten an den Wänden entlang, bis eine Jungfrau mit einem Feuerfunken kommt und sie dahin führt, wo noch Platz ist. Ganz dicht hockt ein Papalagi neben dem anderen in der Dunkelheit, keiner sieht den anderen, der dunkle Raum ist mit schweigenden Menschen gefüllt. Jeder einzelne sitzt auf einem schmalen Brettchen; alle Brettchen ste-

hen in Richtung nach der einen gleichen Wand hin. Vom Grunde dieser Wand, wie aus einer tiefen Schlucht, dringt lautes Getön und Gesumme hervor, und sobald die Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt haben, erkennt man einen Papalagi, der sitzend mit einer Truhe kämpft. Er schlägt mit ausgespreizten Händen auf sie ein, auf viele weisse und schwarze Zungen, die die grosse Truhe hervorstreckt, und jede Zunge kreischt laut auf und jede mit einer anderen Stimme bei jeder Berührung, dass es ein irres und wildes Gekreisch verursacht wie bei einem grossen Dorfstreit.

Dieses Getöse soll unsere Sinne ablenken und schwach machen, dass wir glauben, was wir sehen und nicht daran zweifeln, dass es wirklich ist. Gerade vor an der Wand erstrahlt ein Lichtschein, als ob ein starkes Mondlicht darauf schiene, und in dem Scheine sind Menschen, die aussehen und gekleidet sind wie richtige Papalagi, die sich bewegen und hin- und hergehen, die laufen, lachen, springen, geradeso wie man es in Europa allerorten sieht. Es ist wie das Spiegelbild des Mondes in der Lagune. Es ist der Mond, und er ist es doch nicht. So auch ist dies nur ein Abbild. Jeder bewegt den Mund, man zweifelt nicht, dass sie sprechen, und doch hört man keinen Laut und kein Wort, so genau man auch hinhört und so quälend es auch ist, dass man nichts hört. Und dies ist auch der Hauptgrund, weshalb jener Papalagi die Truhe so schlägt: er soll damit den Anschein erwecken, als könne man die Menschen nur nicht hören in seinem Getöse. Und deshalb erscheinen auch zuweilen die Schriftzeichen an der Wand, die da künden, was der Papalagi gesagt hat oder noch sagen wird.

Trotzdem - diese Menschen sind Scheinmenschen und keine wirklichen Menschen. Wenn man sie anfassen würde, würde man erkennen, dass sie nur aus Licht sind und sich nicht greifen lassen. Sie sind nur dazu da, dem Papalagi alle seine Freuden und Leiden, seine Torheiten und Schwächen zu zeigen. Er sieht die schönsten Frauen und Männer ganz in seiner Nähe. Wenn sie auch stumm sind, so sieht er doch ihre Bewegungen und das Leuchten der Augen. Sie scheinen ihn selber anzuleuchten und mit ihm zu sprechen. Er sieht die höchsten Häuptlinge, mit denen er nie zusammenkommen kann, ungestört und nahe wie seinesgleichen. Er nimmt an grossen Essenshuldigungen, Fonos und anderen Festen teil, er scheint selber immer dabei zu sein und mitzuessen und mitzufeiern. Aber er sieht auch, wie der Papalagi das Mädchen einer Aiga raubt. Oder wie ein Mädchen seinem Jüngling untreu wird. Er sieht wie ein wilder Mann einen reichen Alii an die Gurgel packt, wie seine Finger sich tief in das Fleisch des Halses drücken, die Augen des Alii hervorquellen,

wie er tot ist und ihm der wilde Mann sein rundes Metall und schweres Papier aus dem Lendentuche reisst. Währenddem nun das Auge des Papalagi solche Freuden und Schrecklichkeiten sieht, muss er ganz stille sitzen; er darf das untreue Mädchen nicht schelten, darf dem reichen Alii nicht beispringen, um ihn zu retten. Aber dies macht dem Papalagi keinen Schmerz; er sieht dies alles mit grosser Wollust an, als ob er gar kein Herz habe. Er empfindet keinen Schrecken und keinen Abscheu. Er beobachtet alles, als sei er selber ein anderes Wesen. Denn der, welcher zusieht, ist immer der festen Meinung, er sei besser als die Menschen, welche er im Lichtschein sieht und er selber umgehe alle die Torheiten, die ihm gezeigt werden. Still und ohne Luftnehmen hangen seine Augen an der Wand, und sobald er ein starkes Herz und ein edles Abbild sieht, zieht er es in sein Herz und denkt: dies ist mein Abbild. Er sitzt völlig unbewegt auf seinem Holzsitz und starrt auf die steile, glatte Wand, auf der nichts lebt als ein täuschender Lichtschein, den ein Zauberer durch einen schmalen Spalt der Rückwand hereinwirft und auf dem doch so vieles lebt als falsches Leben.

Diese falschen Abbilder, die kein wirkliches Leben haben, in sich hineinziehen, das ist es, was dem Papalagi so hohen Genuss bereitet. In diesem dunklen Raum kann er ohne Scham und ohne dass die anderen Menschen seine Augen dabei sehen, sich in ein falsches Leben hineintun. Der Arme kann den Reichen spielen, der Reiche den Armen, der Kranke kann sich gesundenken, der Schwache stark. Jeder kann hier im Dunkeln an sich nehmen und im falschen Leben erleben, was er im wirklichen Leben nicht erlebt und nie erleben wird.

Sich diesem falschen Leben hinzugeben ist eine grosse Leidenschaft des Papalagi geworden, sie ist oft so gross, dass er sein wirkliches Leben darüber vergisst. Diese Leidenschaft ist krank, denn ein rechter Mann will nicht in einem dunklen Raum ein Scheinleben haben, sondern ein warmes wirkliches in der hellen Sonne. Die Folge dieser Leidenschaft ist, dass viele Papalagi, die da aus dem Orte des falschen Lebens treten, dieses nicht mehr vom wirklichen Leben unterscheiden können und wirr geworden, sich reich glauben, wenn sie arm, oder schön, wenn sie hässlich sind. Oder Untaten tun, die sie in ihrem wirklichen Leben nie getan hätten, die sie aber tun, weil sie das nicht mehr unterscheiden können, was wirklich ist und was nicht ist. Es ist ein ganz ähnlicher Zustand wie ihr ihn alle an dem Europäer kennt, wenn er zuviel europäische Kava getrunken hat und glaubt auf Wellen zu gehen.